Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 20 (1980)

Artikel: Die Bürgler
Autor: Welter, Rosmarie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-954176

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bürgler

Rosmarie Welter

Ein Werktag im Spätsommer, der Zeit zwischen Heuet und Herbstarbeit: Reisezeit für die Bürgler! Im hellen Morgen versammeln sich um die zwanzig Leute auf dem Parkplatz vor der Wirtschaft, sonntäglich gestriegelt auch jene, die kurz zuvor noch im Stall den Morgendienst verrichtet haben. Schulreisestimmung kommt auf, als der Bus vorfährt. Mein Büschel Peterli um den Hals gegen Reiseübelkeit gibt zu lachen und bringt mir einen Vordersitz neben unserer Hausnachbarin ein, wie ich eine Zugezogene auf der Burg. Schon Jahrzehnte ist es her, seit sie aus dem Baselbiet nach Meilen kam, und sie wird mir auch heute wieder einige Fäden zur Geschichte der Bürgler spinnen helfen, einer Geschichte, die mich bewegt, seit wir vor vier Jahren unsere neue Heimat kennenlernten.

Mit der Gewandtheit eines Mannes, der Ämter gewöhnt ist und der seine Meinung auch in der Öffentlichkeit zu sagen wagt, nimmt unser neuer Wasserversorgungs-Genossenschafts-Präsident das Mikrofon zur Begrüssung, als im Dorf noch die zugewandten Bürgler eingestiegen sind: Söhne von Ansässigen mit ihren Frauen einerseits, durch Grundbesitz mit uns Verbundene anderseits.

Eine bunt gemischte Gesellschaft fährt da miteinander über den Pfannenstil Richtung Ostschweiz: Bauern und Handwerker und Alteingesessene meistens, dazu ein paar Neuzugezogene; in den Siebzigern die Ältern, noch nicht zwanzig der Jüngste. Was uns verbindet, ist die Wasserversorgungsgenossenschaft, welche seit genau hundert Jahren dafür sorgt, dass die Quelle ob dem Weiler Burg ordentlich gefasst und gepflegt wird, damit die Bürgler ihr eigenes gutes Wasser haben und – seit einiger Zeit – davon auch an die Wirtschaft Burg und die Produktions AG verkaufen können. Wer heute nicht mitfahren konnte, wird sich ärgern, dass er seinen Anteil am bescheidenen jährlichen Gewinn der Genossenschaft nicht verreisen kann.

Bei der Fahrt durch Uster, wo mein Mann und ich aufgewachsen sind, sinniere ich über den glücklichen Zufall, der uns vor einigen Jahren vom verstädterten Glattal an den Südhang des Pfannenstils geführt hat, wo wir Teil einer kleinen dörflichen Gemeinschaft wurden, wie wir sie nach einem langen Auslandaufenthalt im alten Heimatort vergebens suchten. Meine Kindheit im alten Bauernhaus mitten im nun zur Stadt versteinerten Dorf fand ein jähes Ende, als das Haus niederbrannte. Seither habe ich mich gesehnt nach den Geräuschen und Gerüchen eines solchen Hauses. Nach dem Gefühl auch, eingebettet zu leben in der Geschichte einer Wohnstätte, die vor mir Generationen beherbergte und nach mir Generationen beherbergen wird: ‹diss Hus ist myn und doch nit myn›... Der Ehrfurcht vor dem Werden, Sein, Vergehen, vor

dem Lebenszyklus mit seinen Anfängen und Enden, die fliessend ineinander übergehen, all dem, was ich aus der geschichts- und naturverbundenen Lebensweise meiner Eltern in die neue Zeit mitnahm, entspricht das Leben in dieser gewachsenen Umgebung der Burg.
Dass dieser Traum nach Jahren des Wanderns und Suchens für unsere Familie Wirklichkeit wurde, erfüllt mich jetzt, inmitten unserer Nachbarn, mit Dankbarkeit. Und dass wir in der Gegend wohnen dürfen, die mich damals in der Fremde in Albin Zollingers ‹Pfannenstiel› als Sinnbild für Geborgenheit anrührte, erscheint mir als ganz besonderes Geschenk.
In der Gemeinschaft dieser Menschen, die jetzt im Bus mit mir fahren – die einen so nahe, dass ich ihre Gesichter erkenne wie jene von Familienangehörigen, die andern ferner, aber durch den täglichen Gruss verbunden –, fühle ich mich wohl. Zusammen bilden wir eine Welt im kleinen, an der wir uns orientieren können inmitten einer komplexen Welt, die bruchstückweise, verwirrend und manchmal bedrohlich an unsere Augen und Ohren dringt. Trotz des einsamen Schulwegs über die Wiesen zum Bergschulhaus und den steilen Tobelweg hinunter ins Dorf und obwohl nur wenige Kameraden in der Nähe wohnen, sagen es unsere Kinder deutlich, dass sie nirgends sonst wohnen möchten als auf der Burg.
Erinnerungen steigen auf an die ersten Eindrücke von unsern Nachbarn, unserm neuen Lebensraum. Im Sommer 1975 war Frau Maria Magdalena Wunderli mit 82 Jahren gestorben, nachdem sie als Witwe viele Jahre mit ihren Pensionären im mittleren der drei Reihenhäuser zur Burg gelebt hatte. Ihre Nachkommen nahmen es ernst mit der Auswahl der neuen Bewohner, bevor sie das Haus, das über 300 Jahre der Familie Wunderli gehört hatte, verkauften. Wir wurden einer ‹Prüfung› unterzogen, wie die Erben das nannten, in der sie uns nach unserer Beziehung zum Land und nach unsern handwerklichen Fähigkeiten befragten und sich überlegten, ob wir in diese Umgebung passen würden. Recht hatten sie damit, denn wir selber hätten das nicht beurteilen können, hatten sogar etwas Angst vor der Reaktion der Alteingesessenen auf die ‹Fremden›, deren Arbeit und Lebensstil abweichen würde vom ihrigen. Doch welch ein Gegensatz zu früheren Erfahrungen mit Zürcher Oberländern, die uns bei Besuchen misstrauisch hinter den Vorhängen hervor gemustert hatten: die Weite und Freundlichkeit dieser milden Gegend ob dem Zürichsee scheint auf die Lebensart der meisten Menschen hier abzufärben. Von Anfang an fühlten wir uns von unsern Nachbarn angenommen und aufgenommen.
Wie gut erinnere ich mich eines kühlen Abends im März – das Haus war noch übersät vom Schmutz und Staub des Umbaus –, als ich im Garten die ersten Rosenbäumchen pflanzte. Spontan kam die Bäuerin von nebenan mit dem Vorschlaghammer zu mir in den Garten. Kraftvoll schlug sie die Stickel in den Boden, und bis heute finden die wachsenden Bäumchen mit ihren üppigen Kronen daran Halt. In ihrer

temperamentvollen, hilfsbereiten Art erinnert meine Nachbarin mich an meine Mutter, und es vergeht wohl kein Tag, an dem wir nicht von Haustreppe zu Haustreppe ein paar Worte zum Alltag in Familie und Arbeit wechseln. Wir lachen und schimpfen, und manchmal auch weinen wir miteinander, wenn das Schicksal irgendwo allzu hart zuschlägt oder wenn uns die Rührung übernimmt. Dass sie neben der strengen Arbeit draussen und drinnen die Energie findet, ihre erwachsenen Kinder und die Enkel und dazu noch einen ältern Pensionär und einen Gastarbeiter zu umsorgen, passt so recht zu ihrer Art.

Wohltuend mit seinem heitern Gemüt und seiner Zuwendung zu Mensch und Tier erleben wir ihren Mann. Sein Händedruck bei der ersten Begegnung am Morgen, ein kurzes Gespräch abends bei ihm im Stall zum Tagesgeschehen oder zum Wetter, das wiederum den Heuet erschwert: wir verlangsamen den Schritt zur Garage oder zum Abendspaziergang und nehmen etwas mit von seiner beschaulichen Wesensart. Nicht nur hat er eine poetische Weise, das Leben zu betrachten, unser Nachbar *ist* der Poet der Burg. Das Protokoll der heutigen Reise der Wasserversorgungsgenossenschaft wird bei der Generalversammlung im folgenden Winter wieder die Gemüter erfreuen dank seiner präzisen Beobachtung und seiner blumigen Sprache. Eigentlich müsste er diese Betrachtung schreiben, aber er wehrte ab: dazu sei er zu wenig gewandt. Seine Sorge um die Pflege der nachbarlichen Beziehungen ergab folgende Episode:

Eines Sonntagmorgens im Frühsommer sassen wir mit ein paar Bürglern bei einem Glas Meilemer in unserm Vorgarten. Unser Nachbar muss sich recht geärgert haben über den Anblick des ‹Unkrauts›, das da aus seinem Garten unter dem Hag hindurch zu uns herüber gewachsen war. Am Montagmorgen, auf dem Weg zum Stall, hat er dann energisch Stück um Stück meiner sorgfältig zwischen den Vorfenstern gezogenen und dem Hag entlang gepflanzten Wicken ausgerissen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Bescherung sah. Vandalen, hier bei uns auf der Burg? Der erste Gedanke: das können nur Auswärtige gewesen sein, vielleicht feuchtfröhliche Gäste aus der Wirtschaft nebenan, die ja zur Empörung des ansässigen Gärtners mit ihren Blechkarossen auch schon durch die Rosenrabatte vor der ‹Burg› gefahren sind. Städter! – Ein Sprung zur Nachbarin, gemeinsames Lamento und Wiedereinpflanzen der noch herumliegenden Wicken... Einige Stunden später kam sie dann dem Übeltäter auf die Spur. Kleinlaut kam er hinüber: er hätte sich doch bloss geärgert, dass seine Frau dem Hag entlang nicht besser jäte und als guter Nachbar den Missstand beheben wollen. Geknickt versprach er, uns dafür im Herbst einen Schubkarren voll Mist in den Garten zu bringen, und wir blieben Freunde.

Im Frühling dieses Jahres nun hat unser Nachbar sein eigenes Gartenzaun-Projekt begonnen: ein Dahlienhag soll der Strasse entlang wachsen und die vielen Wanderer, die im

Herbst jeweils vorbeiziehen, erfreuen. Sorgfältig hat er seine Lieblingsblumen mit dem Meterband in regelmässigen Abständen verteilt, und die grossen farbigen Etiketten lassen auf eine rechte Pracht hoffen. Schön wäre es, wenn bald einmal sein weiteres Projekt, die Erstellung eines Bürgler-Brunnens für den durstigen Wanderer, verwirklicht werden könnte. Vielleicht können sich die Männer der Wasserversorgung – wie es sich für eine so traditionsreiche Gemeinschaft gehört, haben sie allein Stimmen in der Genossenschaft – doch mit der Zeit noch auf diesen Brunnen einigen. Wie überall, gibt es halt auch in unserer Gemeinschaft die grosszügigen und die knauserigen Mitglieder, und es ist beileibe nicht so, dass die grosszügigen auch immer die Begüterten sind. Auch diese Erfahrung ist für unsere Nachkommen eine Übung in Demokratie, denn sie spüren sehr wohl, dass auch in einer so kleinen Gemeinschaft die Ansichten durchaus nicht immer ohne Konflikt auf einen Nenner zu bringen sind. Der gemeinsame Brunnen wird wohl noch einiges zu reden geben, bei den Männern wie bei den Frauen – aber noch mehr bewegt die Frage die Gemüter, wie das 100jährige Bestehen der Wasserversorgungsgenossenschaft in diesem Jahr am denkwürdigsten zu begehen sei. Je nach Alter und Lebenseinstellung wird von einem zünftigen Fest oder von einer grossen Reise geredet. Was immer entschieden wird: sicher ist, dass wir alle zusammen gerne nochmals den Bürgler-Film betrachten werden, der im letzten Herbst im Auftrag eines grosszügigen ‹Teilzeit-Bürglers› gedreht wurde. Zwei junge Männer lebten einige Wochen lang in unserer Mitte, beobachteten uns bei der Arbeit, in der Schule und am Feierabend, und lasen ‹zwischen den Zeilen› unserer Gespräche, wie die Fäden von Haus zu Haus hier laufen. Sie haben die Schönheit unseres Weilers eingefangen, die Eigenarten seiner Bewohner beleuchtet und etwas von dem Gemeinschaftsgefühl wiedergegeben, das uns trotz aller Unterschiedlichkeit verbindet. Vielleicht hätten sie aufzeigen können, dass bei aller Schönheit unseres Weilers doch auch hier Konflikte entstehen durch das Zusammentreffen zweier Welten. Fast symbolisch für dieses Zusammentreffen scheint mir der asphaltierte Parkplatz vor der Wirtschaft Burg, wo gepflegte Damen und Herren ihren Wagen entsteigen und unsere ländliche Idylle bewundern. Manchmal tönt der Lobgesang auf die echt schweizerische Landbeiz und die prächtige Umgebung sogar auf Englisch zu uns herüber, und wir besinnen uns mit einem Augenzwinkern darauf, dass wir unter Heimatschutz stehen. Konflikt gibt es nur, wenn Leben und Arbeit der Bürgler mit Bedürfnissen nach Repräsentation zusammenstossen: wenn ums Haus herum nicht immer alles museumswürdig aufgeräumt ist, wenn unser Nachbar ‹i Gottsname› die Wiesen um die Wirtschaft mit Jauche düngen muss oder wenn die ansässige Jungmannschaft auf dem Parkplatz ‹tschutten› möchte, weil ringsum das Gras zu hoch steht dafür. Und wenn manchmal nach Mitternacht Gruppe um Gruppe wohl-

genährter und -getränkter Gäste sich auf dem Parkplatz lautstark verabschiedet, soll schon etwa einem Bürgler der Gedanke an einen Kübel Wasser gekommen sein...
Viel zu reden gab in den letzten Jahren die Ausgrabung und der teilweise Wiederaufbau der Ruine Friedberg hinter der Burg. Bei aller Weltoffenheit und allem Gefühl für Tradition der Bürgler gab es doch etliche, denen das ganze Unternehmen zu aufwendig schien. Sie wären zufrieden gewesen mit einer Andeutung der ehemaligen Burg unten im Kartoffelacker, denn die Steine des alten Gemäuers wurden sowieso schon vor einigen hundert Jahren ins Fachwerk unserer Weinbauernhäuser eingemauert. Jetzt, da die Ruine steht und vielleicht mit der Zeit Moos ansetzt, haben sich die Gemüter beruhigt, und man erinnert sich gerne an manche Episode, die mit der Ausgrabung verbunden war. Da gab es anregende Gespräche mit den Studenten, die wochenlang an den Ausgrabungen beteiligt waren und zum Teil auf der Burg wohnten. Oder die Begeisterung der Kinder, wenn erkennbare Gegenstände einer längst vergangenen Zeit im Sodbrunnen gefunden wurden: ein Kupferkessel, Ofenkacheln... Die Ausgrabungen beflügelten aber auch die Phantasie der Erwachsenen, und hin und wieder wurden an einem gemütlichen Abend bei uns am Küchentisch Pläne geschmiedet, wie wir die Forscher dazu bringen könnten, die Geschichte neu zu schreiben: indem wir zum Beispiel russische Münzen in der Ruine vergraben würden – zum ersten Mal käme man auf den Gedanken, dass Suworow mit seiner Armee an der Burg vorbeigezogen sein könnte – oder, noch kühner, indem einer von uns eine Rechenmaschine aus wurmstichigem Holz (13. Jahrhundert!) bauen und im Schlamm des Burggrabens verstecken würde. Wie es so geht mit mitternächtlichen Phantasien – sie blieben Phantasien. Einer aber hatte die Energie, sie in die Wirklichkeit umzusetzen: unser 8jähriger Sohn. Ganz zufällig verscharrte er eine angerostete Stosskugel, die wahrscheinlich vor Zeiten vom Turnverein in einen Kastenfuss unseres Hauses gewandert war, in der Nähe der Ausgrabungsstätte. Ebenso zufällig führte er einen Schulkameraden in die Nähe und machte den Vorschlag, man wolle nach alten Sachen graben. Sein Freund stiess auf die Kugel, und die beiden Buben brachten sie triumphierend nach Hause, wo man auf eine Kanonenkugel aus der Zeit der Regensberger Grafen schloss. Kurz bevor die Sache publik gemacht wurde – die Buben träumten schon vom schulfreien Nachmittag, an dem sie für die Zürichsee-Zeitung posieren würden –, erinnerten wir uns der Kugel im Kastenfuss, und die jugendlichen Archäologen kamen um ihren Ruhm.
Eine kleine, überschaubare Welt, unser Weiler, in welchem Vergangenheit und Gegenwart sich verbinden. Neuerungen lösen auch hier liebgewonnene Gewohnheiten ab: die Milchhütte, bei der man sich noch vor einigen Jahren abends traf, wurde ersetzt durch ein neues Milchabholsystem, das zwar rationell ist, indem der Bauer nicht mehr die Ankunft des

Milchautos abwarten muss, bei dem aber wie bei so vielen technischen Fortschritten bisherige zwischenmenschliche Konktakte ausfallen. Unter den Frauen finden diese immerhin noch dreimal in der Woche auf dem ‹Dorfplatz›, nämlich dem erwähnten Parkplatz vor der Wirtschaft Burg statt, wo sie am Molkibus vieles kaufen können, das sie sonst im Dorf holen müssten, und wo man sich auch im Winter begegnet, samt Kleinkindern und Hunden.

Seit kurzer Zeit hat der Fortschritt auch die Feuerwehr von Bergmeilen heimgesucht: unser ‹höchster Bürgler›, der Feuerwehrkommandant und gleichzeitige Präsident der Wasserversorgungsgenossenschaft, trägt nun in der Hemdentasche einen Piepser mit aufs Feld, dank welchem er über Funk jederzeit erreichbar ist. Als es letztes Jahr noch nicht soweit war, konnte er eines Abends wenigstens in Ruhe mit einem Nachbarn noch ein Fuder Emd abladen, obwohl schon ringsum die Feuerwehrhörner für einen Probealarm tuteten, der entsprechende Telefonanruf aber nicht bis auf die Burg durchgedrungen war. Erst als ein anderer Nachbar mit dem Löschgerät aus dem ‹Spritzenhäuschen› nebenan davonfuhr, wurde dem Kommandanten der Ernst der Lage bewusst...

Feuerwehr und Frauenverein Bergmeilen verbinden die Bürgler Männer und Frauen mit dem übrigen Berg, und als sich die beiden Organisationen im März 1979 zur Generalversammlung des Frauenvereins und einer Theorielektion der Feuerwehr im Vordern Pfannenstil zusammentaten, entstand daraus ein fröhliches und denkwürdiges Fest. Ein prachtvoller Schwank und anschliessender Tanz liessen uns den ‹trockenen› Teil des Abends (der schliesslich den entsprechenden Sold einbrachte) leicht verschmerzen.

Auch wer als Mieter auf der Burg nicht Mitglied der Wasserversorgungsgenossenschaft ist, kann sich hier wohlfühlen. Denn auch ausserhalb der Genossenschaft trifft man sich zum gemütlichen Zusammensein, und beim Gespräch löst sich mancherlei Rätsel. So wurde das Geheimnis der gefundenen Koteletten gelüftet, als man im Sommer zusammen Würste briet. Eines Tages fand sich nämlich in unserm Garten ein noch gefrorenes Paket voller Koteletten, nur leicht angeknabbert. In der Meinung, eine Katze hätte sie aus einer Küche gestohlen, ging ich damit von Tür zu Tür. Schliesslich behielt eine Nachbarin das geheimnisvolle Paket im Kühlschrank, da niemand sich als Besitzer meldete. Später, als die neuzugezogene junge Frau von nebenan bei ihr Eier holte, stellte sich heraus, dass sie das Fleisch ‹verloren› hatte. Der Kern der Geschichte kam allerdings erst beim gemeinsamen Fest ans Licht: dass nämlich die Koteletten bei einem Ehekrach, wie er schliesslich zum Wohlbefinden eines Paares gehört (wenn ich aus der Schule plaudern darf), zum Küchenfenster hinausgeflogen sind und vermutlich von einer Katze verschleppt worden waren. Vielleicht wäre die Geschichte für immer ungelöst geblieben, hätte nicht das selbstgebrannte Bürgler Zwetschgenwasser etliche Zungen gelockert...

Manchmal, wie nach einem harmonischen Tag auf der Bürgler Reise, frage ich mich, ob wohl die nächste Generation auf der Burg dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit auch noch erleben wird. Bei aller Tüchtigkeit der jungen Bürgler, auf die ihre Eltern stolz sein können, fehlen doch einigen Höfen die Nachfolger. Und wenn ich daran denke, wie es wohl in zwanzig, dreissig Jahren um die prächtige Landschaft bestellt sein mag, in welche unser Weiler eingebettet ist, so möchte ich das Rad der Zeit am liebsten aufhalten. Wird das breite Betonband einer rechtsufrigen Höhenstrasse Felder und Wald zerschneiden? Wird eine Baumusterzentrale von Einfamilienhäusern die Wiesen übersäen? Wir können es andern ja nicht verargen, wenn sie auch gern in der Ruhe dieser Landschaft leben möchten. Werden, sein, vergehen ... so nahe der Natur, wie wir hier leben, können wir nicht übersehen, dass auch das Leben in unserm Weiler nicht stillesteht. Aber aktiv daran teilnehmen und so die Zukunft mitbestimmen, das können wir.

Hundert Jahre Wasserversorgung Burg

Hans Isler

Wer mit hundert Jahren gesund und rüstig Geburtstag feiern kann, von dem sagt man, dass er ein begnadetes Alter hat. Wenn ein Gemeinschaftswerk auf soviel Zeit zurückblicken kann, wie das die Wasserversorgungsgenossenschaft Burg tut, mit den vielen inzwischen erfolgten Neuerungen in Wasserversorgung und Feuerwehrwesen, so darf gesagt sein, dass man es mit einer achtunggebietenden Jubilarin zu tun hat. Sie hat ihren festen Platz in der Gemeinde Meilen und ist nicht mehr wegzudenken.

Jene acht Bürgler, die am 16. Januar 1881 in der Stube von Heinrich Haab (heute Haus Dr. med. H. Steiner) die Brunnengenossenschaft Burg ins Leben riefen, hatten einen beispielhaften Mut. Sie schufen ein am rechten Seeufer einzig dastehendes Unternehmen. Bis April 1881 hatten sie eine über 800 Meter lange Wasserleitung im Durchmesser von 75 Millimeter, ein Reservoir mit 60 m^3 Inhalt und drei Quellfassungen errichtet. Es waren 490 Tage Frondienst geleistet worden. Reservoir und Quellen befinden sich rechts vom Toggwilerfussweg, wo der Weg am steilsten ist.

Dass man solch tapfere Männer mit Namen nennt, geziemt sich. Obenan steht der Initiant, Johann Jakob Wunderli (1840–1914). Als erster Präsident hielt er das Amt bis zu seinem Tode im Jahr 1914 inne. Laut Statuten währte die Amtszeit der Vorstandsmitglieder drei Jahre. Seine Mitarbeiter waren der Aktuar Heinrich Haab (bis 1904) und der Quästor Heinrich Wunderli, genannt ‹Gschwoorne Heiri›. Er versah das Amt bis 1883. Die fünf andern Mitglieder waren: